

320

Wilhelm Kieckbusch – Landespropst und Bischof der Landeskirche Eutin

Von Otto Rönnpag

Am 3. Juni 1930 trat in Eutin die Landessynode der evangelisch-lutherischen Landeskirche Eutin zusammen, um nach dem Tode ihres ersten Landespropsten Paul Rahtgens den neuen und zugleich letzten kirchlichen Leiter dieser zweitkleinsten der evangelischen deutschen Landeskirchen zu wählen. Wenn im Nachstehenden versucht wird, ein Bild dieses leitenden Geistlichen zu zeichnen, dessen Amt Wilhelm Kieckbusch von 1930 bis zur Eingliederung in die größere Nordelbische Kirche innehatte, so geschieht das auf zweierlei Weise: Einmal hat der Verfasser ihn seit seiner Konfirmation bis zu seinem Wirken als Altbischof miterlebt, so daß möglicherweise bei manchem Leser der Verdacht erweckt wird, als sei hier ein etwas einseitiges Bild eines Anhängers oder Verehrers vorzufinden. Dieser Verdacht ist unbegründet, denn der Verfasser hat durch seine weit mehr als ein Jahrzehnt dauernde umfassende und aktive Mitwirkung im Gemeindekirchenrat Eutin sowie in der Synode dieser Landeskirche ein so deutliches Bild von Wilhelm Kieckbusch gewonnen, daß die Auffassungen des Verfassers nicht nur durch eigene Beobachtungen und Feststellungen begründet sind, sondern ergänzt und erweitert werden durch zahllose Äußerungen von Menschen aller Kreise und aller Zeiten im Leben des Landespropsten.

1. DIE LANDESKIRCHE EUTIN

Wie kam es überhaupt zu dieser kleinen Landeskirche mit dem Sitz in Eutin? 1577 hatte der letzte vom Papst ernannte Bischof von Lübeck, Eberhard von Holle, für sein Lübecker Bistum die Konkordienformel unterzeichnet und sich damit der Reformation angeschlossen. Infolge der geschichtlichen Entwicklung im ostholsteinischen Bereich, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, war der Sitz des Bischofs im mittelalterlichen Bistum Lübeck aus verschiedenen Gründen im Jahre 1309 nach Eutin verlegt worden. Der Dom als Bischofskirche und das Domkapitel blieben in Lübeck, während in Eutin ein Kollegiatstift entstand. 1586 wurde dann die Bischofswürde in diesem Bereich von den Herzögen

des Hauses Gottorf übernommen, um den Fortbestand dieses ländlichen bischöflichen Gebietes als evangelisches Bistum, als sogenanntes Fürstbistum, zu wahren. So blieb es bis zur Säkularisation im Jahre 1803 bestehen, weil die Gottorfer, die bis dahin mit insgesamt zehn Fürstbischöfen regierten, als reichsunmittelbare Herren neben der weltlichen Macht auch das *ius episcopale* innehatten. Somit war das Fürstbistum Lübeck damals nun ein evangelisches Bistum, denn der vollständige Titel seines Herrn war nach 1586: Hochwürdiger, Durchlauchtiger, Hochgeborener Fürst und Herr, Erwählter Bischof zu Lübeck, Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst.

Für seine geistlichen und kirchlichen Belange stand dem Fürstbischof ein Konsistorium mit einem Superintendenten zur Verfügung. „Die Oberaufsicht über die Kirche als einer geistlichen Gesellschaft handhabte der Fürstbischof, der zugleich als geistliches und staatliches Oberhaupt empfunden wurde und es in der Praxis auch war.“ (W. Körber) So kam das auch in seinem Gottorfer Wappen in den Symbolen von Krummstab und Schwert zum Ausdruck.

1773 kamen zu dem Eutiner Fürstbistum die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst hinzu, weil die Zarin Katharina II. diese Grafschaften aufgrund eines Vertrages mit Dänemark erhielt und sie an den mit ihr verwandten Fürstbischof in Eutin weitergab. Die Grafschaften wurden vom deutschen Kaiser zum Herzogtum erhoben. Daß in diesem geistlich-fürstbischöflichen Staat die Zusammengehörigkeit von Thron und Altar einen Vorrang hatte, verstand sich von selbst. Im Zuge der Säkularisation wurde nun 1803 der Gottorfer fürstbischöfliche Herr nun als Fürst der Herr des „Fürstentums Lübeck“, diesem neuen oldenburgischen Gebiet, in dem der Oldenburger Herzog nun durch seine Regierung in Eutin weiterhin auf das Konsistorium einwirkte. Die Kirche des Fürstentums Lübeck wurde nun seit 1803 von der Eutiner Regierung im Auftrage des herzoglichen, später großherzoglichen Kabinetts verwaltet. Im Laufe des 19. Jahrhunderts setzte nun der Versuch ein, den 12 Kirchspielen im Fürstentum Lübeck mit rund 40.000 evangelischen Einwohnern eine Synodalverfassung zu geben, denn der Inhaber des Kirchenregiments hier war ja der im weit entlegenen Oldenburg i.O. residierende Herzog. Doch höheren Orts hielt man die Eingliederung in die Landeskirche Oldenburg für die zweckmäßigste Lösung. Nachdem 1918 die Dynastie erloschen war, führte die Entwicklung aber dazu, daß diese Verfassungsbestrebungen im Jahre 1919 verwirklicht wurden, so daß das Kirchengebiet um Eutin nun zur selbständigen „Evangelisch-lutherischen Landeskirche des Landesteils Lübeck im Freistaat Oldenburg“ gehörte und schließlich dann vom 16. November 1938 an den schlichten Namen „Evangelisch-lutherische Landeskirche Eutin“ führte, deren Leitung bis 1929 der Geheime Kirchenrat Paul Rahtgens übernahm. Der Titel des Leiters dieser neuen Landeskirche war „Landespropst“. Mit Rahtgens hatte der bisherige führende Geistliche des alten Fürstentums dies neue Amt übernommen. Nach seinem Tode trat nun zum 1. Januar 1930 ein Mann dieses Amt an, der es 46 Jahre bis zum 31. Dezember 1976 innehaben sollte: Wilhelm Kieckbusch. Von ihm sagte

später der Präses D. Kurt Scharf: „Kieckbusch hat sein Verständnis des Evangeliums von Jesus Christus gehabt und hat es, seit 1930 erster Geistlicher seiner kleinen selbständigen Kirche, durch den Wechsel der Systeme im politischen und kirchlichen Leben Deutschlands durchgehalten.“ Dieser Landespropst, den die Synode mit 26:18 Stimmen in sein Amt wählte und der mehr als vier Jahrzehnte die Geschicke der Landeskirche Eutin leitete und sich mit der volkstümlichen Art seiner Verkündigung uneingeschränktes Vertrauen aller Kreise der Bevölkerung erwarb, war Wilhelm Kieckbusch, der seine erste Predigt in Eutin unter das Wort aus der Bergpredigt stellte: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes.“

2. SEINE HERKUNFT

Pastor Wilhelm Kieckbusch war im Frühjahr 1929 als Gemeindepastor nach Malente berufen worden, nachdem er sieben Jahre als gebürtiger Hamburger an der Christuskirche in Eimsbüttel, an der Markuskirche in Hoheluft, im Dienst auf dem Ohlsdorfer Friedhof und zuletzt seit 1924 an der St. Michaelis-Kirche in Hamburg tätig war. Am 28. Mai 1891 war er als Sohn des Wegewärters Otto Kieckbusch in Hamburg geboren. Daß sein Verbundensein mit einfachen und schlichten Menschen sein ganzes Leben immer sehr bedeutsam für ihn gewesen ist, waren keine leeren Worte, denn jeder, der ihm einmal begegnet ist, wird empfunden haben, daß sein seelsorgerliches Tun, sein Umgang mit den Mitmenschen, sein Handeln und seine Verhandlungen stets von dieser Einstellung geprägt waren, die ihm von seiner Kindheit her eigen war. Seine Eltern, die wahrlich nicht auf der Sonnenseite des Lebens wohnten, hatten es nicht leicht, ihre sechs Kinder mit dem Nötigsten zu versorgen. „Entscheidend war für mich das Vorbild der Eltern, die auch für den Kontakt zur Kirchenbank sorgten, daß die Botschaft der Kirche, auch wenn ich damals oft vieles nicht verstand, für mich von klein auf wichtig und bedeutsam wurde.“ In seinen Worten waren, wie es auch in der Predigt an seinem Sarge hieß, Armut und Bescheidenheit selbstverständliche Ausgangslagen des Lebens, weil er von den kleinen Verhältnissen aus dachte, aus denen er kam.

Von seiner Jugendzeit ist zu berichten, daß er acht Jahre lang die Volksschule besuchte und in der Selektaklasse, der Abschlußklasse der begabtesten Schüler, den Entschluß faßte, Volksschullehrer zu werden. So kam er 1906 zunächst zum Lehrerseminar und erhielt wegen seines großen Fleißes und seiner guten Leistungen hierfür auch ein Stipendium. 1912 trat er in den hamburgischen Volksschuldienst ein. Daneben aber bereitete er sich für das Abitur vor, das er 1914 am humanistischen Wilhelm-Gymnasium in Hamburg erwarb. Mit berechtigtem Stolz blickt er gerade auf diesen Lebensabschnitt zurück. Der Ausbruch des 1. Weltkrieges machte zunächst alle Zukunftspläne zunichte; Kieckbusch war durch

den Pastor Dr. Heitmann, den er in Eppendorf bei der Gemeindearbeit unterstützte, geraten worden, doch die Voraussetzungen für das Theologiestudium zu schaffen. Doch Wilhelm Kieckbusch wurde gleich mit Kriegsbeginn zum 1. Garde-Regiment zu Fuß nach Potsdam eingezogen, nutzte aber seinen Aufenthalt dort für seine berufliche Weiterbildung und hörte unter anderem Vorlesungen bei Prof. Adolf von Harnack an der Universität Berlin. Am 12. Mai 1915 ging Kieckbusch als Gefreiter an die Front im Osten. Nach einer Verwundung und mehrmonatigen Lazarettaufenthalt kam er im Juli 1916 an die Westfront und geriet in der Schlacht an der Somme einen Monat später schwerverwundet in französische Gefangenschaft.

Durch die Erlebnisse in den Kriegsjahren ist Wilhelm Kieckbusch immer mehr in dem gefaßten Entschluß bestätigt worden, Pastor zu werden. Für ihn war es das größte Geschenk jener harten Jahre, daß ihm ein innerer Halt des Glaubens gegeben wurde und die Zuversicht, daß alles, was aus diesem Glauben heraus geschehen kann, auch einmal unsere Not bessern könne, wie er sagte. Außerdem hat ihm das Erlebnis der Kameradschaft im feldgrauen Rock viele Impulse für sein Leben gegeben, die er in seiner gesamten Haltung und natürlich vor allem in seinen Predigten an Ehrenmalen, in Feldgottesdiensten oder bei Wiedersehestreffen von Kriegsteilnehmern zum Ausdruck brachte und auch diese Haltung in die Tat umsetzte. Wer ihm deswegen wegen seiner Auffassung vom Dienst am Vaterland, vom Soldaten und von den Werten des Volkstums und der Heimat den Vorwurf des Nationalismus machte, konnte ihn nicht recht gekannt haben. Seine Weihnachtspredigt 1918 in einer kalten Reitbahn am Golf von Biskaya über das Wort „Wir sind doch Gottes Kinder!“ war wegweisend für ihn, denn noch im Ruhestand predigte er gerade über dies Wort, das ihm aus der dunkelsten Weihnacht seines Lebens die gesegnetste machte.

3. SEIN WEG ALS THEOLOGE IN HAMBURG UND MALENTE

Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft setzte er 1921 sein theologisches Studium an der Berliner Universität fort. Unter seinen Lehrern waren Adolf von Harnack, Reinhold Seeberg (Neues Testament), Friedrich Mahling (praktische Theologie), Julius Kaftan (Dogmatik) und Adolf Deißmann (Neues Testament). Das Wort Zwinglis, das Adolf von Harnack ihm und seinen Kommilitonen mit auf den Weg gab: „Non potest nom laetari, qui sperat in Dominum“ (Freuen muß sich ja, wer auf den Herrn hofft), ist für Wilhelm Kieckbusch richtungweisend geworden. Nach Abschluß des Studiums war der Dienst auf dem Ohlsdorfer Friedhof für ihn als jungen angehenden Pastor eine schwierige Aufgabe, die ihn aber ganz wesentlich mitgeformt hat, denn hier war er täglich als „praktischer Theologe“ gefordert, weil es hier das zu tun gab, was bisher für ihn nur Gegenstand theoretischer Erörterung gewesen war. Ihm war dieser Dienst

ein volksmissionarischer Auftrag, auch gerade deshalb, weil ihm hier viele Menschen begegneten, die sonst nicht zur Kirche kamen.

Am 2. April 1924 wurde Wilhelm Kieckbusch ordiniert, und der spätere Hamburger Bischof Simon Schöffel hatte einen so positiven Eindruck von ihm, daß er ihn schon einige Zeit später an die Hauptkirche St. Michaelis berufen ließ. Diese Berufung war für ihn unvergeßlich, als er in der Michaeliskirche auf der Kanzel stehen durfte und seiner Antrittspredigt das Pauluswort zugrunde legte: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ In der Gemeinde war ihm die Begegnung mit den Hafen- und Werftarbeitern, den sogenannten „kleinen Leuten“, wichtig, weil sie weithin dem kirchlichen Leben fernstanden. Sein Dienst war ihm daher immer auch eine echte Volksmission, und er erinnerte sich gerne daran, daß zu seinem Männerkreis am „Michel“ etwa 40 bis 50 Teilnehmer kamen in dieser häufig kommunistisch orientierten Umgebung. Gerne diente er auch im Seemannsheim, in den Alsterdorfer Anstalten und im Obdachlosen asyl. Oft wurde er aber auch gerufen zum Dienst bei den vaterländischen Verbänden und zu den ehemaligen Kriegsteilnehmern, so daß seine Gegner ihn gerne als „Stahlhelmpastor“ abstempeln wollten. Doch die Männer am Hafen wußten es besser, daß er ebenso auch zu ihnen gehörte, weil er auch in dem geringsten unter ihnen den Bruder sah.

Ostern 1929 verließ er Hamburg, um die Pfarrstelle in Malente-Gremsmühlen zu übernehmen und die bisher erlebte Unruhe der Großstadtpfarrei mit der Stille einer Pfarrei auf dem Lande zu vertauschen, zur Erholung der Gesundheit und zur Sammlung neuer Kräfte nach dem aufreibenden und arbeitsreichen Dienst in Hamburg. Die Hamburger Presse sprach ihm großes Lob aus und schrieb, er habe mit großem Ernst das Evangelium verkündet und habe sich ohne Bindung an politische Parteien mitten ins nationale Leben hineingestellt, besonders aber auch der Jugend gedient, die gern bereit war, einem solchen Mann der Kirche zu folgen. Er sei der Typ des Volkspredigers, den die heutige Zeit brauche und der das religiöse Gefühl in unserem Volk wachhalten könne, hieß es in der Zeitung.

4. SEINE WAHL ZUM LANDESPROPSTEN IN EUTIN

Die 24 Bewerbungen, die bei der Malenter Kirchengemeinde für die Pfarrstelle eingingen, ließen den Gemeindekirchenrat zunächst lange über die Wahl des neuen Pastors nachdenken, zumal auch in der Presse Stimmung gegen den „nationalen Hetzer aus Hamburg“ gemacht wurde. Doch die anfangs sehr heftige Kritik gegen eine Wahl von Kieckbusch glättete sich bald, und der Landeskirchenrat berief ihn ohne Wahl nach Malente als Pastor. Der Gottesdienstbesuch stieg in dieser Zeit von Sonntag zu Sonntag, und die Malenter verstanden bald, warum in den Sommermonaten zahlreiche Hamburger auch in die Holstei-

nische Schweiz kamen, um „ihren“ Pastor predigen zu hören. Doch seine Tätigkeit in Malente sollte wider Erwarten schnell zu Ende gehen, denn schon nach einem Jahr mußte er sich von seiner Malenter Gemeinde in einem überfüllten Gotteshaus wieder verabschieden. In Eutin war völlig unerwartet der Landespropst Rahtgens verstorben. Er hatte sich gelegentlich auch schon in dem Sinne geäußert, daß Kieckbusch einmal möglicherweise sein Nachfolger werden könnte. Doch es gab in der Landessynode darüber längere Verhandlungen, bis schließlich auf deren Tagung am 3. Juni 1930 in Eutin Wilhelm Kieckbusch mit 26:18 Stimmen als neuer Landespropst gewählt wurde. Damit sollte eine Entscheidung für die nächsten 46 Jahre gefallen sein, damals noch gegen den überwiegenden Wunsch der Pastoren, die Kieckbusch sein unbestreitbares Redetalent und seine persönliche Liebenswürdigkeit im Umgang mit den Menschen aus allen Bevölkerungskreisen durchaus anerkannten, dennoch aber zugaben, daß die Kirchengemeinden Malente und Eutin sich mit ihm als ihrem Kandidaten in der Synode durchgesetzt hätten, was auf Widerstand stieß. So führte der Weg von Wilhelm Kieckbusch von der Michaeliskirche in Hamburg über eine kurze Tätigkeit in Malente nun an die Michaeliskirche in Eutin. Und wie bei seiner Abschiedspredigt in Hamburg die Kirche polizeilich geschlossen werden mußte, so erlebte er auch in Eutin ein überfülltes Gotteshaus, als er am 28. September 1930 hier als Landespropst eingeführt wurde.

Von seiner Amtseinführung berichtete der Chronist des kirchlichen Monatsblattes „Heimatkirche“ u.a., daß Wilhelm Kieckbusch als Predigttext – wie schon erwähnt – das Wort aus der Bergpredigt wählte: „Sorget nicht – trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!“ Und dann heißt es in diesem Bericht weiter: „Temperamentvoll und in lebhafter, immer mehr werbender Fühlungnahme mit der Gemeinde verkündet der Prediger die frohe Botschaft, umreißt er scharf sein religiöses Bekenntnis, scharf auch seine Einstellung zum vaterländischen Gedanken und zur Bedeutung des Glaubens und der Kirche zur Überwindung der vaterländischen Not. Er kennt die Not des Alltags im großen und im kleinen und macht doch den Jesusgruß zu dem seinen: Sorget nicht! Er übersieht auch nicht die Mächte des Atheismus, der Lauheit, nicht die Nöte konfessioneller Bedrängung. Diese Nöte müssen erkannt und als Sorge empfunden und getragen werden. Doch aus Gethsemane kommt die Erkenntnis, kommt der Glaube, daß hinter all diesen Nöten der lebendige Gott stehe, in dessen Willen wir unseren zu legen haben, um Kraft zu gewinnen. Es geht um die Entscheidung: das deutsche Volk mit Gott – oder am Abgrund entlang ohne Gott. . .“ Er selbst, bekennt der Prediger wolle in der Landeskirche in der Treue zu Gott nur immer der erste sein, auch wenn er Fehler einräume.

5. SEIN WIRKEN ALS LANDESPROPST UND BISCHOF

Will man den Versuch machen, seine Amtstätigkeit als Landespropst mit wenigen Strichen zu skizzieren und einmal das Arbeitspensum und den Einsatz in diesen Jahrzehnten abmessen, so kommt man als einer, der sein Tun von Anfang an als Konfirmand, als Mitglied im Christlichen Verein Junger Männer (CVJM), im Gemeindekirchenrat und in der Landessynode miterlebt hat, von diesem Miterleben seines Tuns, ohne es schönreden zu wollen, zu der Überzeugung, daß er mit besonderen Gaben der geistigen und körperlichen Kraft ausgerüstet war und auch im kirchenleitenden Amt niemals im Sinne der lutherischen Orthodoxie der „Pfarrherr“ war, sondern immer der Pastor blieb, der Hirte seiner Gemeinde und seiner Kirche. Wer nur oberflächlich den Gründen für sein segensreiches Wirken nachgeht, wird zunächst in Wilhelm Kieckbusch den wortgewaltigen Prediger und Kanzelredner, den Mann der Grußworte und der festlichen Ansprachen sehen. Gewiß, er war ein Mann des Wortes, doch ebenso und weit mehr ein Mann der Tat. In einem Sammelband mit Lebensbildern leitender Männer der EKD war sein Wirken 1963 mit folgenden Worten umschrieben: „Wilhelm Kieckbusch, trotz seines Alters von oft beneideter Frische und Elastizität, genießt in Eutin einen fast legendären Ruf volksverbundener Popularität. Er verdankt sie weniger seiner kirchenleitenden Tätigkeit als vielmehr seiner Arbeit als Seelsorger. Von morgens bis abends ist er unermüdlich unterwegs, macht Haus- und Altenbesuche und hat für jeden ein paar aufmunternde Worte.“ Sein Wirken galt *allen* Gliedern seiner Gemeinde, ob sie in Baracken oder Siedlungen, in den Villen oder Wohnblocks, im Schloß oder in der Kate wohnten. Gewiß führte er seine Gespräche nicht immer in der Tiefe einer seelsorgerlichen Zwiegesprache, doch immer war er als Mann der Kirche, bereit, dem zur Seite zu stehen, der zu ihm kam, wobei oft seine Unterhaltung mit ihm von einem alltäglichen und konventionellen Gespräch in ein Gespräch überging, das Menschen aufrichtete, sie tröstete und ihnen weiterhalf. Wenn er predigte, verstanden seine Hörer ihn, denn in seiner Predigt „kamen sie vor“. Als Mann der Bibel verstand er es, hochdeutsch oder plattdeutsch, die menschlichen Probleme unter dem Oberlicht des Evangeliums zu sehen. Bischof Otto Dibelius hat ihn einmal eine vaterländisch geprägte Persönlichkeit, „einen Mann, den die Eutiner lieben und ehren, einen tapferen Mann, der sich in entscheidender Stunde immer vor diejenigen stellt, die seiner Fürsorge anvertraut sind.“ Von seiner Predigt sagte Dibelius: „Er ist ein Prediger, der das schlichte Evangelium kraftvoll zu predigen weiß, unbekümmert um die kritische Gedankenwelt, durch die die gegenwärtige Generation selbst das Evangelium kompliziert macht.“

Die unzähligen Grußworte, die Kieckbusch für die Kirche und die Gemeinde bei den verschiedensten Gelegenheiten zu sprechen hatte, gaben ihm die Möglichkeit, die Botschaft der Kirche auch vor solchen Kreisen auszurichten, die zu ihr sonst oft nur einen geringen Kontakt hatten. Ob die Freiwillige Feuerwehr oder die Schützengilde, die Bauern und Landfrauen, die Turner und Sänger, die

Soldatenbünde oder die karitativen Organisationen ihn riefen, er kam. Auch im Kindergarten war er häufig und wußte mit den Kleinen umzugehen, genau so, wie er den Alten im Rentnerheim etwas zu sagen hatte. Kieckbusch sah in der Situation der Volkskirche Taufe, Konfirmation und Trauung in unserer säkularen Gesellschaft als ganz wesentliche Stücke des kirchlichen Dienstes, mit denen es ihm auch gelang, über die kirchentreuen Familien hinaus auch diejenigen anzusprechen und zu gewinnen, die diese Ereignisse nur noch unter der Bedingung der Tradition und des Konventionellen sahen. Ebenso tat er seinen Dienst auf dem Friedhof auch. Er versammelte dort auch immer zu bestimmten Zeiten eine andächtige Gemeinde auf dem Soldatenfriedhof, der er die Botschaft verkündete: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ Zu seinen Dienstobliegenheiten gehörte auch der Dienst als Standortpfarrer des Eutiner Infanterie-Bataillons, und die Militärseelsorge war ihm eine wichtige Aufgabe, die ihm aber auch viel Freude machte. Ganz besonders lag ihm aber die Krankenhausseelsorge am Herzen, ein Dienst, dem er selbst noch im Ruhestand nachging. Er war auch immer wieder bemüht, namhafte Prediger und Theologen nach Eutin zu holen und sie zu aktuellen kirchlichen Problemen sprechen zu lassen. So waren besondere Höhepunkte u.a. die Begegnungen mit dem Berliner Bischof Otto Dibelius oder Professor Dr. Helmut Thielicke aus Hamburg.

Als Landespropst hatte Wilhelm Kieckbusch natürlich neben den rein kirchlichen und seelsorgerlichen Aufgaben auch Verwaltungsaufgaben und bürokratische Dinge zu tun und oft Maßnahmen zu treffen, zu denen er sich nur zögernd oder ungern entschloß, weil sie seinem innersten Wesen widersprachen. „Mir liegen solche Dinge nicht“, sagte er dann und versuchte häufig auf seine ihm eigene Art, in menschlich-brüderlicher Weise manches zu klären und zu regeln, was sonst durch einen Verwaltungsakt oder durch Beschlüsse irgendwelcher Gremien hätte erledigt werden müssen. Er konnte als Mann der Kirche nicht in Paragraphen und Gesetzestexten denken, sondern versuchte immer wieder das Herz sprechen zu lassen, weil er der Überzeugung war, die Kirche Jesu Christi sei nicht in erster Linie eine Körperschaft öffentlichen Rechts, sondern eine Gemeinschaft, in der vor allem die Kräfte des Glaubens und der Liebe praktiziert werden sollten. In anerkennenden Worten sagte es schon 1966 Bischof Hanns Lilje von seinem Amtsbruder Kieckbusch: „Er war ein Hirte und Bischof seiner Kirche, ein Prediger, auf den man gehört hat, und ein kirchlicher Führer und Leiter, dem man uneingeschränktes Vertrauen entgegengebracht hat. Der Lebensarbeit eines Mannes wird man kaum Besseres nachsagen können.“ Auch für die Leiter größerer Kirchen war er in seiner Funktion als Landespropst dieser kleinen Eutiner Kirche auf großen Kirchenversammlungen oder Bischofskonferenzen eine willkommene und hochgeachtete Persönlichkeit, auch wenn er an sogenannten großen Entscheidungen oft nur in bescheidenem Maße beteiligt war.

Auch zur römisch-katholischen Gemeinde und ihrem Dechanten Dr. D. Timmen unterhielt er in all den Jahren seines Wirkens recht freundliche und gutnachbarliche Beziehungen, die sich auch unter seinen Nachfolgern weiter fortsetzen. Als er 1957 mit den anderen norddeutschen Landeskirchen Schleswig-

Holstein und Lübeck am 23. April den Staatsvertrag mit dem Lande Schleswig-Holstein unterzeichnete, sollte das freundliche Miteinander von Staat und Kirche im Zeichen von Freiheit und Toleranz unterstrichen werden. Einige Jahre später trat das Problem einer nordelbischen Kirche auf, und Wilhelm Kieckbusch war anfangs sicherlich nicht immer einer der Vorreiter dieser Idee. So sagte er bei einer der ersten Beratungen in seiner ihn kennzeichnenden Art, daß er einer Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse zustimmen könnte, wenn jeden Sonntag dann 50 Menschen mehr als bisher in den Gottesdienst kommen würden. Doch in späteren Jahren hat er den guten Willen zu dieser Einigung immer gezeigt und zu seinem Teil mitgewirkt, bevor er mit der Gründung der Nordelbischen Kirche im Jahre 1976 aus dem kirchlichen Dienst ausschied.

Wenn man das Wirken des Landespropsten in aller Kürze umreißen will, darf man nicht vergessen, wie er sich in Eutin vor der Gleichschaltung der konfessionellen Jugendverbände um die verhältnismäßig starke und aktive Gruppe des CVJM kümmerte und ebenso davon sprechen, wie er nach der deutschen Kapitulation im Mai 1945 den internierten deutschen Kriegsgefangenen im ostholsteinischen „Kral“ Trost zusprach und ihnen half, woran man sich, wie es in manchen Briefen heißt, immer besonders gern erinnerte, weil hier einer war, „der uns Soldaten damals als Kamerad und Bruder ansprach und uns wieder Mut einflößte.“ In vorbildlicher Weise hat Kieckbusch auch den Flüchtlingen und Heimatvertriebenen geholfen, sich hier eine neue Heimat zu gründen, wobei er mit gutem Beispiel voranging und jeden verfügbaren Raum für die heimatlos gewordenen Menschen zur Verfügung stellte. Nicht zuletzt sollte man aber auch erwähnen, daß der hamburgisches Platt sprechende Kieckbusch in seinen Predigten und Bibelstunden auch mit den Leuten plattdeutsch redete und sie ihn nicht nur als echten Plattdeutschen kennenlernten, sondern auch das Gotteswort, das er ihnen dann auf diese Weise sagte, besonders gut verstanden. In einem deswegen ihm gewidmeten Gedicht hieß es:

„un wenn he siene Predigt höl
denn harr een jeder dat Geföhl:
de Mann glöwt sülben, wat he seggt
un makt dat unsen Herrgott recht.“

Als Freund des Humors konnte er aber auch in geselliger Runde Fritz Reuter oder Rudolf Kinau zu Wort kommen lassen, und jeder hörte ihm gerne zu.

Natürlich gab es auch hin und wieder Anlaß zur Kritik in seinem Verhalten, doch auch damit wurde Kieckbusch fertig und setzte sich in seiner Art damit auseinander, keineswegs aber, um immer im Recht zu sein. Sogar auch in einer Zeitschrift wie dem „Spiegel“ glaubten seine Kritiker sich mit ihm befassen zu müssen. Doch sein Tun fand bei den weitaus meisten Anerkennung, ob sie nun Theologen oder Laien waren, wie das auch in den noch zu erwähnenden Ehrungen zum Ausdruck kommt. Auch die anfangs umstrittene Ernennung des Landespropsten zum Bischof dieser kleinen Landeskirche führte zur Kritik, weil besonders boshafte Kritiker darin eine restaurative Tendenz sahen, mit der man traditionelle Gründe vorschleibe und dabei an die eingangs erwähnte

Geschichte des Bistums Lübeck dachte oder gar glaubte, Kieckbusch sei gewissermaßen ehrenhalber zum Titularbischof geworden, weil die Synode diesen Beschluß in der Nähe seines 70. Geburtstages faßte.

Wenn wir seine Tätigkeit während der Amtsjahre zusammenfassen wollen, tun wir das am besten mit den Worten, die Präses D. Kurt Scharf einmal über Wilhelm Kieckbusch geschrieben hat. „Der Bischof, den jedermann kennt, der Hausbesuche macht und unterrichtet, der für jedermann da sein kann, hält wie ein rechter Vater die Kinder und Enkel der Großfamilie dadurch zusammen, daß sie an ihm sehen, wie Güte des Herzens und der Scharfblick der Sorge um jeden Nächsten in jedem anderen Menschen Bestes zu entdecken vermag. Seine einzigartige Popularität in seinem Kirchengebiet ist Frucht seiner Liebe zu den ihm Anvertrauten und ist Ausdruck echter Gegenliebe von jung und alt in der Landeskirche Eutin.“

6. DER PREDIGER WILHELM KIECKBUSCH

„Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, daß er der Herr sei, wir aber eure Knechte um Jesu willen.“ (2. Kor. 4,5) Diese Richtschnur galt für Wilhelm Kieckbusch bei seiner Verkündigung. Seit seinen ersten Predigten als junger Kandidat der Theologie in der französischen Kriegsgefangenschaft, über die Hamburger Jahre auf der Kanzel der Michaeliskirche bis zu seinem Amt als Landespropst und Bischof, ja selbst noch als Altbischof im Ruhestand hat er unermüdlich das Wort Gottes verkündet. Berufenere Männer wie z.B. die Bischöfe Dibelius, Lilje oder Scharf und namhafte Theologen wie z.B. Helmut Thielicke haben seine lebensnahe Predigtsprache, die „echte Weltlichkeit“ seiner Verkündigung, die aus dem Herzen kam, als echte Volksseelsorge und Volksmission angesprochen, mit der er das Leben der Zeit mit dem Evangelium durchdringen wollte. Er hielt sicherlich keine Predigten in homiletischer Perfektion, aber er war stets an der Front des Lebens zu finden und wußte, wie den Menschen, die ihm zuhörten, zumute war. Seine lebensnahe Predigtsprache war aber nicht nur ein rhetorisches Mittel, das er virtuos handhabte, sondern die Zuhörer spürten bei seinen Worten, daß hier ein Mensch sprach, der mit dieser Botschaft lebte und sie auch „ausprobiert“ hatte. Die schlichte und einfache Botschaft von Jesus Christus und von der Güte und Gnade Gottes und die sich daraus ergebenden klaren und eindeutigen sittlichen Forderungen umriß Kieckbusch einmal mit den Worten: „Was nützen alle klugen und brillanten Formulierungen und theologischen Gedankengänge in meiner Predigt, wenn Mudder Meier aus der Riemannstraße sie nicht versteht und nichts davon für sich gebrauchen kann!“

Wenn seine Kritiker meinten, er wiederhole sich zu oft in seinen Predigten, so wehrte er sich gegen solche Vorwürfe, es sei für ihn entscheidend, daß das, was immer wieder gesagt werden müsse, einfach deshalb, weil es wichtig sei,

wiederholt werden müsse. Es ist hier gewiß nicht möglich, seine Predigten im einzelnen zu würdigen, ob er sie nun in einem „gewöhnlichen“ Gottesdienst oder bei einer festlichen Angelegenheit hielt, ob er am Reformationstag zu den Schülern sprach oder im Rundfunk die Erntedankfestpredigt für das Land hielt oder auch immer wieder zu plattdeutschen Gottesdiensten gerufen wurde. Eine Predigt, die er auch als Altbischof noch bis ins hohe Alter hielt und bei der er sich ganz gewiß absichtlich wiederholte, weil sie für ihn außerordentlich wichtig war, basierte auf dem Wort aus dem 1. Johannes-Brief: „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen!“ Dann knüpfte er an seine Kinderzeit und die seiner Zuhörer an und baute seine Predigt nach den von allen verstandenen Grundsätzen auf: ein gerechtes Kind dankt, es vertraut und es gehorcht. So sei es auch mit dem rechten Kind Gottes. Alle verstanden ihn. Oder man denkt an seine Weihnachtspredigt 1945, mit der er gerade in dieser Zeit des Neuanfangs im Hinblick zu dem Kind in der Krippe nach den langen Jahren des Krieges und Kampfes nach dem Großen Zapfenstreich predigte: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart.“

Es ist wirklich nicht zu hoch gegriffen, wenn Helmut Thielicke, der auch auf der Kanzel der Michaeliskirche in Hamburg stand, von den Predigten seines „Vorgängers“ Kieckbusch einmal sagte, daß dessen volkstümlichen Predigten aus seinen jungen Jahren dort zu seiner Zeit noch nachhallten.

7. GLAUBE UND HEIMAT – AUCH IN DER ZEIT DES NATIONALSOZIALISMUS

Wie schon erwähnt, ging dem Landespropsten Kieckbusch bei seiner Berufung in Eutin schon der Ruf voraus, der „Stahlhelmpastor“ zu sein. Sogar als „nationaler Hetzer“ war er bei seinen Gegnern verschrien, und mancher sprach davon, daß mit seiner Berufung in Eutin die konservative Einstellung der Landeskirche nach dem ersten Landespropst Rahtgens noch ausgeprägter sein werde. Rahtgens hatte der Deutschnationalen Volkspartei DNVP angehört und seine Einstellung bei seinen Reden, insbesondere auch bei den Kriegervereinen, deutlich gemacht. Kieckbusch gehörte 1930 keiner Partei an, doch auch seine Haltung war vaterländisch, national und konservativ geprägt, und daraus machte er kein Hehl, zeigte aber ebenso stets seine Neigung, politische Gegensätze zu überbrücken und konnte für sich in Anspruch nehmen, von den meisten seiner politischen Gegner auch menschlich anerkannt zu werden. Er kam auch 1930 vermehrt mit den Nationalsozialisten zusammen, weil die Landeskirche das Projekt des „Freiwilligen Arbeitsdienstes“ in ihrem Bereich damals unterstützte. Andererseits war Kieckbusch auch bereit, Ansprachen nicht nur bei den Vereinen, sondern auch bei der NSDAP zu halten. Die Trauerfeier für den auf dem Eutiner Marktplatz getöteten SS-Mann wurde von ihm gehalten

und ihm daraus kein Vorwurf gemacht. Er hat sich auch bei der Machtübernahme der Nationalsozialisten trotz seiner konservativen Einstellung nicht völlig untergeordnet. Der häufigere Kirchgang der SA bei festlichen Anlässen, die relativ freundliche Haltung des Regierungspräsidenten Böhmcker ihm gegenüber konnten ihn nicht dazu bewegen, der Partei beizutreten und er betonte Böhmcker gegenüber, er sei schon immer national und sozial eingestellt gewesen, aber nicht nationalsozialistisch. Gewiß hat Kieckbusch nach dem 30. Januar 1933 zunächst eine Haltung eingenommen, die seine Gegner z.T. Kanzelmißbrauch nannten. Er schwankte „einerseits zwischen Bejahung der vielgepriesenen nationalen Erhebung mit ihrer Verherrlichung des Reichskanzlers Adolf Hitler. . . und andererseits einer Zurückhaltung gegenüber dem kirchenpolitischen Kurs im Jahre 1933.“ Insbesondere als die nationalsozialistische Glaubensbewegung „Deutsche Christen“ sich auch im Bereich der Eutiner Landeskirche vorübergehend kurz konstituierte, fand er sich nicht bereit, sich ihr anzuschließen und versuchte sich mit „kirchentreuen“ Leuten der Gefahr einer Gleichschaltung und dem völligen Verlust der Unabhängigkeit seiner Landeskirche auszusetzen. „Daß es schließlich nicht so weit kam, verdankte (die Landeskirche) aber Kieckbusch . . . Der Preis freilich war das stillschweigende Sicheinsetzen der Kirche für die politischen Ziele des Regimes, obgleich Kieckbusch deren verheerende Auswirkung für einzelne Bürger standhaft abzuwehren versuchte . . . Verfolgte, wie getaufte Juden, ehemalige Sozialdemokraten und Gewerkschaftsführer fanden in Kieckbusch nach ihren übereinstimmenden Überzeugungen einen bereitwilligen Gesprächspartner und Befürworter.“ (L. D. Stokes) Wenn man nach seiner Auffassung vom Nationalsozialismus und dessen Stellung zum Christentum fragte, betonte er immer, er habe das, was er gesagt und getan habe, nur tun können, weil er dem Worte Hitlers vertraue, das er da und dort in seinem Buch, im Parteiprogramm oder in seinen Reden hinsichtlich des Christentums gesagt habe. Und dann fragte Kieckbusch: „Gilt das Wort Hitlers noch in diesem Punkte? Wenn es noch gilt, dann bin ich mit dem, was ich gesagt und getan habe, im Recht. Gilt es nicht mehr, dann muß man mir sagen, daß Hitler seine Meinung geändert hat.“

Wilhelm Kieckbusch trat aber, obwohl er nicht den „Deutschen Christen“ angehörte, auch nicht der Bekennenden Kirche bei, als die Auseinandersetzungen um den Reichsbischof und der Kirchenkampf immer mehr und mehr Formen annahmen. Ihre führenden Männer ließ er aber auch in Eutin zu Wort kommen. Noch Ende 1934 lehnte Kieckbusch eine Aufforderung der Vorläufigen Leitung der Bekennenden Kirche mit den Worten ab: „Dem bei uns geordnet verlaufenden kirchlichen Leben glauben wir keinen Dienst zu erweisen, wenn wir ohne Grund aus unserer bisher geübten Zurückhaltung heraustreten würden.“ So verlief der Kirchenkampf hier auch wesentlich ruhiger als sonst in Deutschland. Als Kieckbusch hierüber im Mai 1946 der Britischen Militärregierung berichten sollte, antwortete er kurz: „Die Pfarrerschaft der Eutiner Landeskirche war ein Kreis ruhiger und besonnener Männer. Als die unruhigen Zeiten für die Kirche kamen, haben wir auch in unseren Pfarrerkonferenzen miteinander über

„Deutsche Christen“ und „Bekennende Kirche“ diskutiert. Wir waren aber einig in der Auffassung, daß es wertlos und abwegig sei, von Richtungen in unserem kirchlich so gleichgültigen und lauen und flauen Ostholstein zu reden und dadurch unsere Gemeinden aufzuspalten.“ Es lag aber weitgehendst bei der Entscheidung von Kieckbusch, welche Richtung die Landeskirche bei den anhaltenden Streitigkeiten innerhalb des deutschen Protestantismus einschlagen würde.

Als man Kieckbusch seitens der Geheimen Staatspolizei etwa zwei Jahre auf seine Amtsausübung 1936 bis 1938 verzichten ließ und ihm mit einem Disziplinarverfahren drohte, weil es angeblich in seiner Hamburger Zeit zu einer sittlichen Verfehlung gekommen sei, wurde er freigesprochen, und es blieb bei der Einstellung der Landeskirche mit ihrer staatsbejahenden Haltung und bei der Neigung, auch weiterhin „ihren ungestörten Frieden am Rande des Glaubensstreites zu bewahren“ (L. D. Stokes). Die Überwachung seiner Predigten durch die Geheime Staatspolizei einerseits, aber auch die Beschwerden von Kieckbusch über die Beeinflussungsversuche des Regimes etwa dem Religionsunterricht oder den Konfirmanden gegenüber, sowie aber auch die Bemühungen des Eutiner Bürgermeisters der NSDAP für den Landespropst zu kennzeichnen die Situation, die es letztlich ermöglichte, daß es der Landeskirche Eutin und ihrem Oberhaupt ohne viel sonstigen Aufhebens gelang, durch das Dritte Reich „durchzuschliddern“, wie Kieckbusch es 1973 in einem Interview mit Lawrence D. Stokes, dem kanadischen Wissenschaftler, sagte, der diese Zeit in Eutin zwei Jahre lang intensiv untersucht hat. In diesem Interview begründete Kieckbusch auch seine Haltung gegenüber der Britischen Militärregierung, die ihm zunächst auch Schwierigkeiten machte, aber relativ schnell erkennen mußte, daß Leute aus allen Bevölkerungskreisen zu ihm standen. Es war bei Landespropst Kieckbusch ohnehin die Hoffnungsfreudigkeit gegenüber dem Nationalsozialismus im Laufe der Zeit nach den Erfahrungen, die er machen ließ, in erheblichem Maße gewichen und hatte einer nüchterneren Einstellung Platz gemacht. Er spürte, daß die Entwicklung letztlich auf eine Entchristlichung des deutschen Volks hinauslief. „Gegen solche Absichten und ihre oft tragischen Auswirkungen für einzelne Menschen nahm Kieckbusch mutig Stellung; so hielt er sich allen Widrigkeiten zum Trotz zu den wenigen getauften jüdischen Gemeindegliedern in Eutin und amtierte auch 1940 bei der Beerdigung der letzten Jüdin der Stadt.“ (L. D. Stokes)

Glaube und Heimat gehörten für Wilhelm Kieckbusch immer eng zusammen. Am 450. Geburtstag Martin Luthers 1933 sagte Kieckbusch in seiner Predigt: „Dem Ja für Volk und Nation muß das Ja für Gott vorausgehen. Wer im Glauben steht, findet damit auch die Liebe zur Heimat, und ein Volk mit Gott ist stets groß gewesen.“ Sogar als nach dem Kriege die Stuttgarter Synode der EKD am 19. Oktober 1945 ihre Schulderklärung veröffentlichte, warnte Kieckbusch in einem Brief an den Landesbischof Wurm davor, in Zukunft mit solchen Kundgebungen im kirchlichen Raum „sparsam“ zu sein, da sie stets politisch ausgeschlachtet würden und dann nur Unheil anrichteten. Er wünsche aber dem Neuanfang der evangelischen Kirche einen von Gott gesegneten Fortgang. Gerade in

der Zeit nach dem 2. Weltkrieg hat Kieckbusch sich diesem Neuanfang gewidmet und z.B. den Kriegsgefangenen und den Heimkehrern und ihren Angehörigen gegenüber diese Haltung vertreten, die von den meisten anerkannt und nicht etwa als unverbesserlicher Geist des Dritten Reiches angesehen wurde. Auch wenn Kieckbusch zu den Entnazifizierungsverfahren gehört wurde, hat er nicht blindlings geurteilt, um „Persilscheine“ zu erwirken oder die Einstellung der Betroffenen gutzuheißen, denn er wußte deutlich zu unterscheiden, wie die Einzelnen in der fraglichen Zeit gedacht und gehandelt hatten. So hat er auch von den Sozialisten bis hin zu den Deutschnationalen Anerkennung dafür gefunden, weil er keineswegs als Mann der Kirche alles „mit dem Mantel der Liebe“ zudeckte, sondern als Seelsorger und oft auch mit der Autorität seines Amtes sich für die Menschen einsetzte. Das war ihm keine politische, sondern eine geistliche Aufgabe.

In diesem Zusammenhang sollte auch ein Wort über die Haltung von Wilhelm Kieckbusch gesagt werden, in der er bereit war, nach dem Kriegsende auch Pastoren in die kleine Landeskirche aufzunehmen, die sich im Dritten Reich „exponiert“ hatten. Drei Pastoren waren es, die in den Gemeinden Eutin, Ratekau und Bosau ihren Dienst bis zu ihrer Emeritierung taten. Am spektakulärsten erscheint dabei zunächst die Person Joachim Hossenfelders, der bis Dezember 1933 der Reichsleiter der nationalsozialistischen „Deutschen Christen“ war und somit Hitlers Vertrauter in Kirchenfragen. Hier soll nicht seine Tätigkeit im einzelnen dargestellt werden. Dazu verweisen wir auf die umfangreiche Schilderung von Joachim G. Vehse; sondern es geht hier um die Frage, inwiefern Wilhelm Kieckbusch ihn im April 1954 für das Pfarramt in der Kirchengemeinde Ratekau berief. Kieckbusch brachte in einem Gespräch im Dezember 1978 zum Ausdruck, daß er die drei erwähnten Männer aus christlicher Nächstenliebe und mit großem Verständnis für ihre Vergangenheit in die Landeskirche Eutin aufgenommen habe. Dabei sei ihm das kein Politikum, sondern eine geistliche und seelsorgerliche Aufgabe gewesen und er habe sich damals großzügig mit der ganzen Autorität seines Amtes auch für diejenigen eingesetzt, die anderswo Schwierigkeiten ausgesetzt waren. Hossenfelder habe er schon seit den Tagen gekannt, in denen er an führender Stelle stand und habe auch seinen Werdegang im großen und ganzen gekannt, so daß er auch keine entscheidenden Schwierigkeiten gesehen habe, die Wahl der Kirchengemeinde Ratekau abzulehnen. Wenn auch in Ratekau in seinem Amtszimmer ein Bild hing, das ihn in seinem hohen Amt von 1933 zeigte, so sei Hossenfelder damals „mit der Einstellung hier et nunc an seine umfangreiche Arbeit gegangen. Es hatte sich vieles in seinem Leben geändert, doch sein Organisationstalent und seine Redegabe sowie seine Volkstümlichkeit waren ihm geblieben. Er schaffte es in den ersten Jahren drei Dörfer und deren Umland seelsorgerisch zu betreuen und vor allem auch die nach Schleswig-Holstein geflüchteten Ostdeutschen in seine Gemeinde zu integrieren. . . Durch seine Initiative wurden zwei neue Kapellen gebaut. . . Hossenfelders Amts- und Verwaltungsstil wird als hart und konsequent beschrieben. Seine Predigten waren kurz und sachlich. Übereinstimmend wird berichtet, daß

Hossenfelder ein ausgezeichnete Seelsorger und kontaktfreudiger Mann gewesen sei.“ (Joachim G. Vehse) Von seiner früheren Tätigkeit vor 1945 sprach er auch im engeren Kreise nicht. So hat man in den sechzehn Jahren seines Wirkens in der Landeskirche Eutin von 1954 bis 1970 auch kaum Gelegenheit gehabt, irgendwie daran Anstoß zu nehmen. Die Frage nach der Einstellung von Landespropst Kieckbusch zu diesem „Fall“ wurde von den meisten mit großem Verständnis gesehen, auch wenn er Hossenfelders Begeisterung für den Nationalsozialismus und seine damit begründeten Maßnahmen von 1933 sicherlich falsch bewertete, wenn er meinte, Hossenfelder habe damals für die Kirche nur das Beste gewollt. Hossenfelder unterlag übrigens schon im Januar 1930, kurze Zeit bevor Kieckbusch als damaliger Pastor in Malente Landespropst in Eutin wurde, bei der Wahl um die Stelle des 2. Eutiner Stadtpfarrers. Man sollte bei der Berufung Hossenfelders auch in Rechnung stellen, daß seinerzeit zum Beispiel die Übernahme des Bischofs Balzer aus Lübeck in die Landeskirche Eutin damals nicht erfolgte, weil Kieckbusch sich eindeutig dagegen aussprach, denn in Balzers Tätigkeit in Lübeck war während der Zeit des Nationalsozialismus immer wieder in seinen Maßnahmen zum Ausdruck gekommen, wie er bemüht gewesen sei, den Einfluß der nationalsozialistischen Weltanschauung in der evangelischen Kirche durchzusetzen.

In Eutin war es außer Hossenfelder der frühere Landesbischof in Thüringen, Pastor Hugo Rönck, der hier 1947 zunächst vorläufig angestellt wurde. Zur Kennzeichnung der personellen Situation in der kleinen Landeskirche Eutin müßte wohl erläuternd gesagt werden, daß man bei den Wahlen seinerzeit die relativ große Pfarrerknappheit berücksichtigen mußte und keine große Auswahl hatte. Hinzu kam aber auch die großzügige Einstellung von Wilhelm Kieckbusch, der bereit war, den im Dritten Reich an der Kirche in ihrem Verhalten schuldig Gewordenen, die Möglichkeit eines neuen Anfangs zu geben. Pastor Rönck, der seit 1928 der NSDAP angehörte und das goldene Parteiabzeichen trug, war zuletzt zum Landesbischof von Thüringen ernannt worden und nach dem Kriege dort als Pastor zurückgestuft worden. Nach seiner vorläufigen Einstellung in Eutin, die 1947 erfolgt war, übernahm er endgültig eine Pfarrstelle in Eutin im Jahre 1952. Die Spannungen mit ihm traten zunächst auf, weil er nach wie vor den Titel eines Landesbischofs emeritus in der Öffentlichkeit führte und mit dieser „Titelanmaßung“ Anstoß erregte, aber auch in seiner Tätigkeit anfangs dieses öfter zum Ausdruck brachte und von „rotem Rufmord“ gegen sich sprach. Anders als Hossenfelder berief er sich auf seine frühere Tätigkeit und schonte dabei auch nicht Kieckbusch, wie die Presse mehrfach feststellen mußte. Letztlich gab er aber den Widerständen gegen ihn nach und in seiner Verkündigung und Seelsorge fand er auch bei einem recht großen Teil der Gemeinde Anklang, so daß ihm seine Vergangenheit vergessen wurde, ganz im Sinne des Landespropstes und Bischofs Wilhelm Kieckbusch.

In einem dritten „Fall“ wurde es auch Landespropst Kieckbusch verübelt, daß er einen Pastor einstellte, der als „junger radikaler Altgardist der NSDAP“ galt, der aber wegen seines Einsatzes für die Pfarrerschaft als Konsequenz den

Ausschluß aus der Partei kurz vor Kriegsende hinnehmen mußte. Er war von 1958 bis 1974 in der Eutiner Landeskirche tätig. Schwierigkeiten traten nur auf, als er 1963 den leitenden Geistlichen der Evangelischen Kirche in Deutschland, Präses Scharf, im Tone der Selbstrechtfertigung angriff.

Dies hier skizzierte Verhalten von Landespropst und Bischof Kieckbusch, über das seine Gegner immer wieder mit ihm abrechneten, hat ihn wegen seiner nationalkonservativen Einstellung verfolgt. So warf man ihm vor, er habe angeblich von vornherein mit dazu beigetragen, daß die Landeskirche Eutin nach 1933 der Gefahr einer nationalsozialistischen Gleichschaltung stärker ausgesetzt war als andere Landeskirchen und daß er auch nach 1945 zu sehr bereit gewesen sei, seine Auffassung bei den personellen Entscheidungen durchzusetzen. Doch die übergroße Mehrheit der Glieder der Landeskirche stand hinter ihm und wußte sein Tun zu würdigen, selbst wenn sich einmal Bedenken zeigten. Vorwürfe gegen ihn konnten sich beim Kirchenvolk erfahrungsgemäß nicht durchsetzen, weil man Kieckbusch in allen Kreisen wegen seiner „zielsicheren und glaubensstarken Einsatzbereitschaft für den Aufbau der Kirche Jesu Christi immer wieder kennengelernt hat“ (Hanns Lilje).

8. BESONDERE EHRUNGEN

Es war im Grunde etwas Selbstverständliches, daß ein Mann der Kirche, der von allen Schichten der Bevölkerung in einem so hohen Maße anerkannt wurde, auch entsprechend geehrt wurde. Hier sollen nur drei besondere Ehrungen genannt werden, obwohl solche Ehrungen in vielfacher Hinsicht und in den verschiedensten Richtungen ausgesprochen wurden. Am 28. Mai 1961 verlieh ihm die Stadt das Ehrenbürgerrecht „in Anerkennung seines langjährigen Wirkens in der Stadt Eutin und allen Kreisen der Bevölkerung, das stets zutiefst vom Menschlichen her bestimmt war“, wie es in der Urkunde hieß. Für seine Verdienste um die Bundesrepublik Deutschland verlieh ihm der Bundespräsident das Große Verdienstkreuz des Ordens der Bundesrepublik und betonte dabei, daß er nicht nur die Belange der ihm anvertrauten Landeskirche zu wahren verstanden habe, sondern in vielfacher Hinsicht unerschrocken auch an der Wiedererrichtung eines geordneten Staatswesens mitgearbeitet habe. Auch bei dieser ehrenden Auszeichnung bekannte Kieckbusch, daß er immer daran denken müsse, wie er als unvollkommener Mensch trotz allen Bemühens stets vielen seiner Mitmenschen ein Schuldner bleibe. Schließlich soll noch die Ehrung genannt werden, die ihm die Flüchtlinge mit der Verleihung der Ernst-Moritz-Arndt-Medaille im September 1983 zuteil werden ließen. Damit bekam Kieckbusch die Anerkennung dafür, daß er sich in vorbildlicher Weise für die Eingliederung und Betreuung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen eingesetzt habe und individuelle Nöte von ihm persönlich aufgegriffen und gelindert wurden. Durch

sein öffentliches Auftreten habe er erheblich dazu beigetragen, daß sich das Verständnis zwischen Einheimischen und Vertriebenen zu etwas Selbstverständlichem entwickelte.

9. ABSCHIED VON WILHELM KIECKBUSCH

Im Alter von 95 Jahren ging nach einem gesegneten Leben Altbischof Wilhelm Kieckbusch am 26. März 1987 in Stockelsdorf heim und schloß ein Leben ab, in dem er 46 Jahre an der Spitze der Landeskirche Eutin stand, die mit seiner Emeritierung 1976 mit den Landeskirchen Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck in die Nordelbische Evangelische Kirche eingegliedert wurde. An seinem Sarge stand noch einmal das Wort, das er seiner ersten Predigt beim Eintritt in das Pfarramt zugrunde gelegt hatte: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht – Christus!“ Schriftlich hatte er festgelegt, man solle bei seinem Heimgang nicht von ihm und seinem Tun reden, sondern nur von der Auferstehung, die er immer gepredigt habe. Im Trauergottesdienst an seiner langjährigen Wirkungsstätte in der St. Michaelis-Kirche Eutin, an dem alle Pastoren und die Synodalen teilnahmen, sprach Pastor Herwig Nolte von der Kraft, aus der Kieckbusch lebte und aus der heraus deutlich wurde, daß es nicht sein Geschick oder sein Empfinden waren, sondern die tiefere innere Sicherheit, daß ihm die Kraft von Christus her komme und er dankbar war für diese Kraft, die ihn auf seinem Lebensweg immer begleitet habe. Die Stadt Eutin hielt für ihren Ehrenbürger eine große Gedenksitzung der Stadtvertretung ab, zu der hunderte von Bürgern kamen und es dem Verfasser vergönnt war, das Wirken von Kieckbusch noch einmal nachzuzeichnen, von dem er einmal gesagt hat: „Daß ich dienen durfte, war mein schönstes Glück.“

In Malente, wo er als Gemeindepastor gewirkt hatte, wo er seine Frau Käthe geb. Schlotfeldt 1933 heiratete, fand er an der Seite seiner von ihm so geschätzten Eltern seine letzte Ruhestätte.

Damit hatte Wilhelm Kieckbusch seinen Lebensweg beendet, der sichtbar unter dem Wort des Kirchenvaters Augustin stand, das dieser über das Bischofsamt gesagt hatte und das Kieckbusch häufig als richtungsweisend für sich zitierte: „Kleinmütige trösten, sich der Schwachen annehmen, Trägere wachrütteln, Eingebildeten den rechten Platz anweisen, Armen helfen, Streitende besänftigen, Gute ermutigen, Böse ertragen und ach – alle, alle lieben.“

Benutzte Literatur

Jürgen Bachmann (Hrsg.) Zum Dienst berufen – Lebensbilder leitender Männer der EKD, Osnabrück 1963

Walter Körber, Kirchen in Vicelins Land – eine eutinische Kirchenkunde, Eutin 1977

Klaus-Peter Reumann (Hrsg.), Kirche und Nationalsozialismus darin: L. D. Stokes, Die Eutiner Landeskirche zwischen Novemberrevolution und Nationalsozialismus, Neumünster 1988

Otto Rönnpag, Bischof Wilhelm Kieckbusch – ein Leben für Volk und Kirche, Eutin 1966

Lawrence D. Stokes, Kleinstadt und Nationalsozialismus – ausgewählte Dokumente zur Geschichte von Eutin 1918 – 1935, Neumünster 1984

Joachim G. Vehse, Leben und Wirken des ersten Reichsleiters der Deutschen Christen, Joachim Hossenfelder – eine Untersuchung zum Kirchenkampf im Dritten Reich, in SSHKG II, 38, Neumünster 1982, S. 73ff.